

Militärische Briefe aus Norddeutschland

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **12=32 (1866)**

Heft 15

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-93851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

geführt wird, so verleidet ihm die Sache, eine Erfahrung, die wir an fast allen unsern Knaben beobachten. Zu letztem tragen auch die stehenden Grad- auszeichnungen bei, die bei den Einen Eitelkeit, bei den Andern Mißmuth hervorrufen. Endlich ist die Einrichtung auch zu kostspielig; die Knaben werden wie Stabsoffiziere bekleidet und alljährlich wird ein Kleid verwachsen; die Eltern des Mittel- und Arbeiterstandes können den Extra-Aufwand von Franken 40 jährlich nicht erschwingen und der Staat oder die Gemeinde kann auch nicht jedem Schulknaben von 8 Jahren an ein Kindergewehr liefern. Würden die Gewehrtragenden auf die zwei ältesten Schuljahrgänge beschränkt, so würden für den Kanton Bern 6—7000 Gewehre hinreichen; wie die Sache jetzt betrieben wird, müßten 30—40,000 Gewehre angeschafft werden, um das Institut allgemein zu machen. Es wäre letzteres jedoch ein zu ungerechtfertigter Aufwand für ein bloßes Kinderspiel, denn viel anderes als dies ist das Kadettenwesen, wie es jetzt betrieben wird, nicht.

Nach diesen Ausführungen deuten wir einige Vorschläge an, die, besonders hier in Bern, einer ersten Prüfung unterzogen werden sollten:

1. Einführung der körperlichen Uebungen in den Primarschulen; Verminderung der sitzen den Schulstunden, tägliche Abwechslung zwischen Sitzstunden und körperlichen Uebungen; in den jüngern Kinderjahren nie länger als 1½ Stunde ununterbrochener Sitzunterricht.

2. Die körperlichen Uebungen sind in der Art zu behandeln, daß sie — ohne jedoch diesen Zweck ausschließlich zu verfolgen — zugleich als elementare Vorbildung der künftigen Soldaten passen. Deshalb mehr Frei- und Ordnungsübungen als Uebungen am Geräth; Uebereinstimmung mit den militärischen Bewegungsübungen der Soldaten- und Pelotonschule; Uebereinstimmung in der Benennung und den Kommandos dieser Uebungen.

3. Einführung des Bad- und Schwimmunterrichts überall wo die Bedingungen dafür vorhanden sind. Vor Allem Aufnahme dieses Zweiges in unsere Lehrerseminarien.

4. Reform des Kadettenwesens: Beschränkung der Gewehrtragenden auf die zwei ältesten Schuljahrgänge; Vereinfachung der Uniform: Abschaffung der ständigen Gradauszeichnung.

5. Die Ertheilung des Turnunterrichtes durch öffentliche Lehrer ersetzt die Erfüllung der Militärpflicht. Deshalb Befreiung der betreffenden Lehrer von der Militärsteuer. Jeder aus dem Lehrerseminar tretende sollte einen effektiven Militärkurs durchmachen. Auch der Militärunterricht bildet und erzieht.

Militärische Briefe aus Norddeutschland.

Vergleichung und Abschätzung der Streitkräfte Oesterreichs und Preußens.

Aus der Feder eines preussischen Offiziers sind in der „Kölnischen Zeitung“ eine Reihe von Aufsätzen unter vorstehendem Titel erschienen, die in dem jetzigen Augenblick, wo eine Möglichkeit des Zusammenstoßes dieser beiden Armeen vorhanden ist, ein solches Interesse darbieten, daß wir sie in unserm Blatte abdrucken.

Die Möglichkeit, wir wollen absichtlich nicht sagen Wahrscheinlichkeit, eines baldigen Krieges zwischen Oesterreich und Preußen steht jetzt bevor, und unter solchen Verhältnissen dürfte eine genaue und objektiv unparteiische Darstellung der Streitkräfte, über welche diese beiden Staaten zu verfügen haben, nicht ohne allgemeines Interesse sein. Wir wollen uns dieser Arbeit daher unterziehen, weil wir die Ueberzeugung haben, ihr gewachsen zu sein und dabei ganz sine ira et studio verfahren. Zwar würden in einem derartigen Kampfe unsere Sympathien ganz und rücksichtslos auf preussischer Seite sein, da wir ein starkes, möglichst mächtiges Preußenreich als den einzig tüchtigen Vertreter aller deutschen Interessen nach außen, als den wahrhaft gediegenen Kern, um welchen sich die meisten Mittel- und Kleinstaaten in allem, was ihre militärischen Verhältnisse und ihre sogenannte auswärtige Politik betrifft, schaaren müssen, betrachten, und somit jede Machtvergrößerung und vorzugsweise auch die Annexion Schleswig-Holsteins, was für sich nun und nimmermehr einen selbstständigen, lebenskräftigen Staat bilden kann, mit Freuden begrüßen; allein unsere richtige Abschätzung der österreichischen Streitkräfte soll von unserer preussischen Vorliebe nicht beeinflusst werden. Unterschätzung eines Feindes ist ein ebenso großer Fehler, wie Ueberschätzung, das ist eine alte, sich stets wiederholende Erfahrung. Wie freilich der Ausgang eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen sein dürfte, läßt sich auch aus der Kenntniß ihrer beiderseitigen Streitkräfte nicht mit nur annähernder Richtigkeit voraus verkünden. Jeder, der sich viel mit dem Studium der Kriegsgeschichte beschäftigt hat, weiß, wie der Ausgang eines Krieges oft ein ganz anderer wurde, als die scharfsinnigsten Conjekturen das vermuthet hatten, und daß die großartigsten strategischen Combinationen oft an kleinen, vorher ganz unberechenbaren Zufälligkeiten scheiterten. Der Gewinn oder Verlust großer Schlachten und somit das Schicksal ganzer Völker und Generationen ist schon häufig von dem Fehlen einer einzigen Munitionskolonne oder dem Umstande, daß Adjutanten, welche wichtige Befehle überbringen sollten, sich verirren und somit eine halbe Stunde zu spät kamen, bedingt worden. Ebenso ist es eine sehr zweifelhafte, trügerische Sache, die Kriegstüchtigkeit einer Truppe schon im voraus aus ihrem Zustande im Frieden mit Unfehlbarkeit verkünden zu wollen. Die anscheinend besten und stolzesten Regimenter haben

sich oft sehr mittelmäßig geschlagen, weil sie vielleicht zufällig einen schwachen Befehlshaber hatten, oder verhungert, oder sehr ermüdet in die Schlacht traten, oder gleich anfänglich von besonderm Mißgeschick verfolgt wurden und dadurch ihr Selbstvertrauen, diesen unschätzbaren Vorzug jedes Soldaten im Felde, verloren, während umgekehrt wieder Regimenter, denen man früher allgemein nur Geringes zugetraut hatte, durch ihre hervorragend tüchtigen Leistungen allgemein in Erstaunen setzten, weil sie unter besonders günstigen Umständen ihre erste Leistung abgelegt und somit großes Selbstgefühl gewonnen hatten, oder besonders tüchtige Männer an ihrer Spitze standen u. s. w. Für alles dies könnten wir Hunderte von Beispielen aus der ältern, neuern, ja selbst neuesten Kriegsgeschichte hier anführen.

Wenn daher solche Vorausberechnungen auch nicht den mindesten Anspruch auf Unfehlbarkeit machen dürfen, so kann uns dies doch nicht abhalten, solche anzustellen. Sie werden stets einen großen Anhalt für die Beurtheilung künftiger Ereignisse bilden, und ein Staat, der mit einem andern einen Krieg beginnt, muß sowohl von seinen eigenen wie auch von den feindlichen Streitkräften die genaueste und aus unparteiischen Quellen fließende Kenntniß besitzen. Ebenso kann es für Alle, welche sich überhaupt für Politik interessieren, nur sehr erwünscht und nützlich sein, wenn sie doch wenigstens einige Anhaltspunkte besitzen, auf welche sie ihre politischen Conjecturen begründen können. Politische Gespräche, die jeder festen Basis, wie solche nur aus einer Kenntniß der zu besprechenden Verhältnisse hervorgehen kann, entbehren, arten nur zu leicht in eine bloße unsinnige Kannegießerei aus, die auf jeden Unbefangenen einen lächerlichen oder verächtlichen Eindruck machen muß.

Wir wollen nun unsere Arbeit hier damit beginnen, daß wir zuerst klar angeben, welche Streitkraft Oesterreich in einem Kriege mit Preußen in das Feld stellen und wie es solche ausrüsten kann. Um eine gewisse Ordnung in unsere Darstellung zu bringen, wollen wir zuerst den vielleicht zwar möglichen, aber unserer Ueberzeugung nach nicht recht wahrscheinlichen Fall annehmen, daß Oestreich und Preußen den Kampf für sich allein ausfechten würden und der Krieg somit ein rein lokalisirter bleibt; daß die an Oesterreich gränzenden deutschen Mittelstaaten, Sachsen, Baiern, Württemberg und Baden (letzteres durch die Fläche des Bodensees), die jetzt mehr oder minder von kleinlicher und erbärmlicher Eifersüchtelei gegen Preußen erfüllt sind und diesem Staate gern jegliche Niederlage gönnen, weil sie hoffen, daß er dadurch verhindert werde, selbstständig und stark eine feste auswärtige Politik zu treiben und somit das Schattenbild einer partikularistischen sächsischen oder württembergischen Spezialpolitik, wie jeder kleinstaatliche Minister des Auswärtigen — um doch einige Beschäftigung zu haben — sie so gerne macht, in sein Nichts aufzulösen, im Geheimen sich zwar auf Oestreichs Seite stellen werden, sind wir fest überzeugt; trotzdem müssen sie Alles daran setzen, in

diesem Kampfe wenigstens vorerst die strengste Neutralität zu beobachten. Schon die einfache Ueberzeugung, daß sie bei Nichteinhaltung der Neutralität den Kampfplatz abgeben und somit die größten Opfer ohne den mindesten Nutzen bringen würden, zwingt sie nothwendig zu dieser strengen Neutralität. Wenn z. B. Sachsen, das in dieser Hinsicht schon seiner geographischen Lage wegen entschieden das wichtigste Land ist, sich für Oesterreich erklärte, so würde es ohne Weiteres von den Preußen besetzt, und da dieses die Oestreicher zu verhindern suchten, hätten Sachsens gesegnete Fluren wieder das Unglück, die blutigen Schlachtfelder abzugeben, auf denen Oesterreichs und Preußens Krieger ihren alten Hader auskämpften, ebenso wie dies schon in den beiden schlesischen Kriegen und im siebenjährigen Kriege von 1756—1763 der Fall war. Daß alle übrigen, von Oesterreich getrennten, größtentheils aber an Preußen angränzenden Staaten, als Hannover, die beiden Hessen, Braunschweig, Mecklenburg, Oldenburg, Nassau, Thüringen u. s. w. schon aus Furcht vor den preussischen Truppen zur strengsten Neutralität getrieben werden, ist selbstverständlich. Bevor ein österreichisches Regiment ihnen zu Hülfe kommen könnte, würden sie sonst sehr bald von den Preußen besetzt und mit vollem Recht dann auch als feindliche, verlorene Länder betrachtet und mit den härtesten Kriegskontributionen belegt werden, ebenso wie das z. B. 1863 mit Jütland der Fall war. Diese gezwungene, anfängliche Neutralität aller deutschen Klein- und Mittelstaaten würde aber Preußen und Oesterreich überall, außer an ihrer beiderseitigen eigenen Gränze, von einander scheiden. So würden die Oestreicher nur von Böhmen und von Troppau und Krafau aus in Schlesien, und die Preußen hingegen auch nur aus letzterer Provinz in Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien einbrechen können. Der Kampf würde sich also voraussichtlich wenigstens anfänglich in Deutschland auf ein verhältnißmäßig kleines Kriegstheater beschränken. Anders freilich würde sich die Sache gestalten, wenn Preußen das Unglück hätte, zu unterliegen; denn das *vae victis* würde auch bei ihm dann zur schrecklichen Wahrheit werden. Wie eine Meute Jagdhunde auf den verwundeten Edelhirsch, würden sich alle Feinde und Nebenbuhler eines großen, starken, mächtigen Preußenreichs, Deutschland auf den besiegten Feind losstürzen, um ja so viele Beute als möglich davon für sich zu erhaschen. Der Traum der österreichisch-großdeutschen Partei, daß ein starkes, stolzes Preußenreich für die Zukunft aufhören müsse, und die habsburgische Dynastie wie früher das ganze Deutschland wieder unter seine Herrschaft darniederlege, um deren Zerstückung schon Friedrich der Große seinen siebenjährigen Nissenkampf gegen fast ganz Europa durchfocht, würde dann — was Gott verhüten wolle — in Erfüllung gehen. So wie die Preußen von den Oestreichern wirklich besiegt wären, würde Sachsen so gleich aus seiner Neutralität hervorbrechen, um sich seine frühern, 1815 mit Fug und Recht verlorenen Landestheile wiederzuerobern, Hannover würde ein Stück Westfalen, Württemberg die Hohenzollern'schen

Land, Baiern etwas von der Rheinprovinz wünsch, und Nassau, Kurhessen, Darmstadt, ja selbst wahrscheinlich sogar der Herzog von Meiningen, dieser unversöhnliche Preußenfeind, oder der Fürst von Reuß würden lüstern ihre Hand nach preussischem Gebiete ausstrecken, während Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg in Kiel für seine tapfere Haltung in dem Kriege von 1863 gegen Dänemark, wo er, der damalige preussische Offizier, fein ruhig und behaglich recht weit von den feindlichen Kugeln sitzen blieb, während preussische Regimenter die Düppeler-Schanzen stürmten und über den Alsenfund setzen mußten, es als selbstverständlich ansehen, mit Lauenburg belohnt zu werden. Daß Oesterreich im Falle eines Sieges über Preußen ganz Schlesien beanspruchen würde, darüber herrscht in Wien kaum ein Zweifel noch. Was wir hier niederschreiben, sind wahrlich keine von unsersonnenen Phantasiegebilde, sondern die eifrigsten Wünsche gewisser sogenannter Staatsmänner in gar manchen mittelstaatlichen Kabinetten und wer in die Kreise eifriger Großdeutschen und Partikularisten kommt, wird derartige Ansichten mit unumwundener Rücksichtslosigkeit nur zu häufig aussprechen hören. Freilich, bevor solch graues Schicksal sich erfüllt, wird viel, sehr viel Blut auf Deutschlands Schlachtfeldern fließen müssen und Tausende tapferer Männer, die mit Stolz für die schwarz-weiße Preußenfahne streiten werden, den Tod gefunden haben.

Nehmen wir nun aber vorerst hier an, daß der Krieg in Deutschland lokalisiert bleibt und Preußen und Oesterreich für sich allein und ohne jegliche fremde Einmischung ihren alten Hader auskämpfen, so zeigt uns eine unparteiische Abwägung ihrer beiderseitigen militärischen Kräfte folgende Resultate:

Oesterreichs Kriegsheer ist entschieden ein überaus tüchtiges und Achtung gebietendes, welches für jede europäische Armee, also auch für die preussische, einen Feind abgibt, dessen Bedeutung man nicht gering anschlagen darf. Seit Hunderten von Jahren flatterte die schwarz-gelbe Kaiserfahne auf zahllosen Schlachtfeldern, und wenn sie auch nur selten besonders glänzende Offensiv-Siege sich errang, so ward ihr Ansehen eben so selten durch ruhmlöse Niederlagen geschändet. Daß österreichische Truppen sich entschieden schlecht geschlagen und einem Feinde den Sieg sehr leicht gemacht hätten, wüßten wir uns aus der Geschichte keines einzigen Krieges zu entsinnen, so eifrig wir uns auch mit deren Studium stets beschäftigten.

Nehmen wir die jetzige Armee Oesterreichs an, so zeigt sie im Großen und Ganzen fast noch die gleichen Licht- aber auch Schattenseiten, welche den früheren Heeren des Kaiserstaates eigenthümlich waren. Sie hat sich zwar, wie alle unsere jetzigen europäischen Heere, ebenfalls sehr viele Fortschritte und Verbesserungen der Zeit angeeignet, aber ihr Grundcharakter ist der gleiche wie früher geblieben. Bei der ganz eigenthümlichen Zusammensetzung des Kaiserstaates aus einem Conglomerat der verschiedenartigsten, in Sprache, Sitte und Religion möglichst getrennten, ja, sich sogar oft mit wüthendem gegen-

seitigem Haffe feindlich gegenüberstehenden Volksstämme kann dieser Grundcharakter auch gar nicht verändert werden. So betrachtet sich das k. k. Heer nicht als das des Reiches Oesterreich, sondern als das des Kaisers von Oesterreich. Sage Einer dem polnischen, ungarischen, böhmischen, walachischen, italienischen oder dalmatinischen Soldaten: „Du bist ein Oesterreicher!“ so wird er entweder stumpfsinnig den Kopf schütteln oder verächtlich lachend antworten: „Bei Leibe nicht; ich bin ein Pole, Ungar, Walache, Italiener und diene nur gezwungen dem Kaiser von Oesterreich. Die Oesterreicher wohnen nur in den beiden Erbherzogthümern Ober- und Unterösterreich, und von diesen bin ich weit entfernt, verstehe ihre Sprache nicht und will auch so wenig als möglich mit ihnen zu thun haben.“ Auch die österreichischen Offiziere aus den verschiedensten Volksstämmen des Reiches, dann aus England, französischen Legitimisten-Familien und allen deutschen Bundesländern stammend, sind nur Offiziere des Kaisers, und bis vor Kurzem konnte Jemand sehr gut ein österreichischer General sein, ohne deshalb das Heimatsrecht im Kaiserstaate erworben zu haben und Oesterreich sein Vaterland nennen zu dürfen. Solch ein lose zusammengewürfeltes Heer wird aber niemals mit glühender Begeisterung kämpfen, wenn nicht die Person des Kaisers selbst eine solche ist, die unwillkürlich einen Zauber auf Alle, die ihm dienen, ausübt. Daß der jetzige Kaiser Franz Joseph ein hübscher, stattlicher Mann und guter Reiter, der eine Parade vortrefflich zu kommandiren versteht, einen solchen Alles überwältigenden Einfluß auf sein Heer keineswegs ausübt, muß jeder Unbefangene bestätigen. Wer die Szenen kennt, die unmittelbar nach der Schlacht von Solferino in dem Hauptquartier des Kaisers vorgingen und die Aeußerungen hörte, die nur zu viele österreichische Offiziere damals über das Feldherrntalent ihres Monarchen aussprachen, der wird uns wohl hierin nicht widerstreiten können. Auch unter den gesammten jüngern wie ältern Erbherzogen des Kaiserhauses ist nach dem fast einstimmigen Urtheile der k. k. Armee keine einzige irgendwie bedeutende Persönlichkeit und kein General, dem man nur mit Sicherheit die Führung eines Armeekorps im Felde anvertrauen kann. So wird denn die k. k. Armee jetzt in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht für ihr großes gemeinsames Vaterland, nicht aus Begeisterung für ihren Kaiser, sondern lediglich und allein nur aus militärischem Pflichtgefühl und für die Ehre ihrer Fahne kämpfen. Daß sie trotzdem sich sehr gut und besonders nachhaltig kräftig schlagen wird, und daß namentlich der weit überwiegendste Theil aller Offiziere das Aeußerste daran setzt, um der schwarz-gelben Fahne den möglichsten Ruhm zu verschaffen, bezweifeln wir keinen Augenblick und hegen persönlich eine viel zu hohe Achtung für die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit dieses Offizierskorps, unter dem wir selbst zahlreiche Verwandte und nahe Freunde besitzen, um nicht hiervon fest überzeugt zu sein.

Im preussischen Heere findet hierin aber ein großer Unterschied statt. Die preussischen Offiziere und

Soldaten kämpfen nicht allein für die Ehre ihrer schwarz-weißen Fahne, oder nur aus Begeisterung für ihren König und obersten Kriegsherrn, sondern zugleich auch wesentlich mit für ihr preussisches Vaterland, dem sie bis auf einen verschwindend geringen Theil mit Leib und Patriotismus angehören. Mag auch jetzt immerhin in Preußen selbst mancher Stoff zur Unzufriedenheit vorhanden sein und ein großer Theil der Bevölkerung theilweise andere Zustände im Innern wünschen, die Zahl derer, welche ein Aufhören Preußens, ein Zertrümmern dieses schönen, stolzen Reiches, dem noch eine so hohe Zu-

kunft bevorsteht, und eine Vertheilung der einzelnen preussischen Landestheile unter Oesterreich und so viele deutsche Kleinstaaten wünschen, wird im Kerne der Bevölkerung und gar im Heere, welches die Blüthe der männlichen Jugend aller Stände ohne Ausnahme umfaßt, eine verschwindend kleine sein. Dieses gemeinsame Nationalgefühl, dieser Gedanke, nicht lediglich für den König und die Fahnen Ehre, sondern zugleich auch für das allen gemeinsame theure Vaterland zu kämpfen, ist ein großer Vorzug, den die preussische Armee entschieden vor der österreichischen besitzt. (Fortf. folgt.)

Bücher-Anzeigen.

In Commission bei Carl Meyer in Zürich ist erschienen und durch jede Buchhandlung, in Basel durch die Schweighauser'sche Sortimentsbuchhandlung (H. Amberger) zu beziehen:

Drei Jahre in der Potomac-Armee

oder

Eine Schweizer Schützen-Compagnie im nordamerikanischen Kriege.

Von

Rudolf Aschmann,

Hauptmann im I. Vereinigten Staaten Scharfschützenregiment.

Preis Fr. 2. 50.

Als Vorboden größerer wissenschaftlicher Darstellungen des nordamerikanischen Bürgerkrieges erhalten wir in der Form von Korrespondenzen, Tagebüchern u. s. w. die Erzählungen der Erlebnisse von Männern, welche in jenem gewaltigen Drama größere oder kleinere Rollen gespielt haben.

Zu dieser Literatur gehört eine Schrift, welche eben unter dem Titel: „Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer Schützen-Compagnie im nordamerikanischen Kriege“ von dem letzten Chef derselben, Herrn Hauptmann Rudolf Aschmann von Richtersweil im Kanton Zürich, herausgegeben wird.

Herr Aschmann arbeitete zur Zeit des Kriegsausbruches in einem Geschäfte in Connecticut. Der junge, vierundzwanzigjährige Mann konnte die durch den Krieg geweckte Neigung zum Soldatenberufe um so eher befriedigen, als nach dem für den Norden unglücklichen Ausgang der ersten Schlacht bei Bull-Run junge thatkräftige Leute in der Armee sehr willkommen waren. Er trat im August 1861 in ein sich bildendes Scharfschützenkorps, in welches sich Schweizer aus allen Theilen unseres Vaterlandes anwerben ließen. Mit diesem Korps, welches der Potomac-Armee einverleibt wurde, nahm er während drei Jahren an allen Zügen in Virginien Theil. Als Soldat in das Korps getreten, wurde er bald zum Unteroffizier und innert Jahresfrist zum Lieutenant befördert, verließ später die Dienste des Regimentsadjutanten und übernahm, Hauptmann geworden, wieder das Kommando der Compagnie, in der er als Soldat eingetreten und die früher schon, als er noch Lieutenant gewesen, einige Zeit unter seinem Befehle gestanden war — ein schöner Beweis seiner kriegerischen Brauchbarkeit. Im August 1864, wenige Tage vor Ablauf seiner Dienstzeit, erhielt er einen Schuß durch den rechten Oberschenkel und wurde auf dem Schlachtfelde amputirt. Als Invalide kehrte unser Aschmann in seine Heimat am Zürichsee zurück, wo er nun seine unfreiwillige Muße zur Ausarbeitung eines regelmäßig geführten Tagebuches benützt hat.

Sein dreijähriger Kriegsdienst war eine ununterbrochene Folge von Märschen, Lagern, Gefechten — und gerade das Schützenkorps, welchem auf dem Marsche und bei der Lagerung hauptsächlich der Sicherungsdienst, im Gefechte das Tirailiren zufiel, hatte fast unerträgliche Strapazen und Gefahren zu bestehen.

Die Schilderung ist, wie der Mann, der sie gibt, ungekünstelt und trägt das Gepräge der Wahrheit; sie ist ohne alle Prätention, hebt aber mit Recht die tüchtigen Leistungen des ganzen Korps sowohl, als Einzelter hervor.

Herr Aschmann hält die Veröffentlichung seines Tagebuches für eine Pflicht gegen seine Kampfgenossen, die gefallenen und die überlebenden, aber auch gegen das Publikum, welches einen wahrheitsgetreuen Ueberblick der Erlebnisse haben soll, welche auch uns Schweizer so nahe berührten.

Mit voller Ueberzeugung kann ich dem kleinen Werke eine warme Empfehlung auf den Weg mitgeben, den es in die Welt hinaus antritt. Möge es überall, besonders aber beim schweizerischen Wehrmanne die verdiente Anerkennung finden.

Oberst Stadler.